



Florian L. Arnold

Die  
**Ferne**  
Roman

Mirabilis•Verlag

„Ich sah mit ihren Augen diese fremden Straßen und Häuser, ich sah die Kleidung der Menschen und ich hörte ihre Sprache, und alles jagte mir Angst ein und peinigte mich mit der Sehnsucht, selbst all das zu sehen und zu hören ...“

Aufgewachsen als Sohn eines Vulkanforscherehepaars ist Evren Attocker vor allem eines: fremd im Leben. Als er aus Versehen das eigene Elternhaus anzündet, ist das der Anlass für die Flucht in ein fernes Land, um jenseits des trügerischen Alltagsbewusstseins den eigenen Lebensmustern wie auch den großen Geschichten seiner Familie nachzuspüren.

Florian L. Arnold „Die Ferne“  
Mirabilis Verlag 2016  
ISBN 978-3-9816674-4-8



© Mirabilis Verlag 2016

[www.mirabilis-verlag.de](http://www.mirabilis-verlag.de)

Text, Grafik und Covergestaltung: © Florian L. Arnold

Satz: Philipp Andersson, Rostock/Wolfgang Schanz, Miltitz bei Meißen

Druck und Bindung: OOK-Press Kft. Veszprém Hungary

**ISBN 978-3-9816674-4-8**

Alle Rechte bleiben vorbehalten.

Ohne schriftliche Genehmigung des Verlags darf kein Teil des  
Werkes in irgendeiner Form wiedergegeben, vervielfältigt und verbreitet werden.

Florian L. Arnold  
Die Ferne

- Roman -

Mirabilis  Verlag

*Die Ferne. Man kommt nicht an sie heran.*

*Erstaunlich seid ihr Reisenden!  
und welche erhabenen Geschichten lesen wir in euren Augen, die  
wie die Meere tief sind!  
Eröffnet uns die Schätze eurer reichen Gedächtnisse,  
zeigt uns jene wunderbaren Kleinodien aus Sternenglanz und Him-  
melsklarheit. Sagt, was habt ihr gesehen?*

*Charles Baudelaire, Les Fleurs du Mal, CXXVI, Die Reise*

\*

Nächtelang hört man Stimmen, Lärm, Fahrzeuge, Sirenen, schwarzer Karneval im steten Trommelrhythmus der schlagenden Herzen und der Fluchtschritte. Es gibt weder Tag noch Nacht, der Staub zerbrach vor Tagen schon die Herrschaft des Lichts und lässt keinen Blick zu. Mit gesenktem Kopf geht voran, wer sich nach draußen begeben muss. Ohnehin gibt es keinen erreichbaren Ort, an den man flüchten könnte. Immer wieder sucht jemand die Radiofrequenzen nach einem menschlichen Laut ab, ein Versehen vielleicht, dass der Lautstärkereglert bis zum Anschlag aufgedreht ist:

*... Ausbruch der Stärke acht ... Auswurfmenge von mindestens ein-  
tausend Kubikkilometern ...*

Hatte es nicht in den Tagen vor dem Ereignis fortwährend und schließlich sogar ohne die Unterbrechung durch Musik oder Werbung Meldungen gegeben, die zur Flucht aufforder-  
ten, und dazu geheimnisvolle Sichtungungen: *... Anhebung des Erd-  
bodens um eineinhalb Meter ... Schwefelwolken über der Stadt ...  
Weiß knisternde Wolken, den ganzen Tag schon ... Seien sie nicht  
beunruhigt, aber gehen Sie nicht aus dem Haus ... Lassen Sie das*

*Radio oder den Fernseher für weitere Meldungen eingeschaltet! ...  
Elektrische Entladungen im Großraum von ...*

Von allen Ecken des Landes hörte man solche Meldungen, und nun antwortet ausschließlich weißes Rauschen. Selbst wenn der Lautstärkereglter bis zum Anschlag aufgedreht ist, keine verstehbaren Worte, alles ist zusammengeschrumpft auf die wenigen Laute des Überlebens: der eigene Atem, ein Raunen aus den Räumen, ein Seufzen, ein Kinderweinen.

Die Fenster sind verhängt durch Stoffe, Vorhänge, aber auch aneinandergeheftete Kleidung. Es dürfen keine Löcher in diesen Stoffen sein, durch die Stoffe gehen Geister, böse Geister. Ohnehin möchte niemand aus den Fenstern blicken und an die fliegenden Feuer erinnert werden, an das tizianrote Dämmerlicht, das dem Verlöschen des ersten Ausbruchs folgte, an die stumme Ergebnisheit der Gebäude, die, tagelang von glühender Luft umgeben, lautlos in sich zusammenfielen. Dann wurde es Nacht. Aus der Nacht fiel Schnee in die Straßenschluchten, Schnee, der die Haut verbrannte, der das Wasser vergiftete, Feuerregen, Glutgestöber.

Anfangs noch hatten Kinder gelacht, hatten das ferne Leuchten als Feuerwerk missdeutet und Flammenräder und Lichtkreisel sehen wollen, blendeten sich an den hoch in den Himmel jagenden Fontänen geschmolzener Erde, begriffen noch nicht, warum die Skyline sich neu zeichnete aus allen Tönen von Rot und Weiß und dann ins Meer sank. Erst das Schweigen machte ihnen Angst, das Zerfallen aller Worte. Hoch am Himmel standen die Feuergarben, die sich in Schleiern auf das Land senkten, selbst das für die Ewigkeit gedachte

künstliche Leuchtfeuer der Kraftwerke löste sich auf in Dampf und Schaum. Aluminiumrauch, Regenbogen über verdampfenden Flüssen, galoppierende Feuerfiguren in den Wäldern, die Baumgestalten versteift in Getöse und Feuer, erstaunt, wie leicht sie ihrem Erdreich enthoben wurden. Rabenschwärme, durch heiße Partikel aufgeschreckt, spiegeln sich in den Straßen von zerstoßenem Glas.

Eingeschlossen von den Feuertänzen brennender Wälder drängen Menschen zur Küste, die meisten in den Masken des Neujahrsfestes. Tausende Teufel und purpurne Nixen, Hexengestalten mit Schellen, Dämonen mit vergoldeten Gesichtern und schleifenden Schwänzen schlagen im Ufersand auf, davon überzeugt, das alles müsse geträumt sein, so jenseits des Vorstellbaren ist das Erlebte. Nicht erwachend blicken sie lange zurück in den großen Raum aus Glut.

Am Ende bleiben das Wort und das Papier, an den Strand geschwemmt, Bleistift auf Papier, Blätter aus Büchern, Tagebuchnotizen, Aufschriebe. Am Ende bleibt das Papier, vom Meer geborgen, von langen Stöcken an Land geholt. Während das Land verschwindet und die Uferstreifen schmaler werden, während die Überlebenden an den Küstenlinien dem Morgen entgensehen, schwimmen Hunderttausende, nein, Millionen von Blättern an Land. Hinaufkatapultiert in den Himmel, von den Druckstößen der vulkanischen Explosionen weit hinaus aufs Meer gewirbelt, kehren sie zurück zu den Menschen. Behutsam findet jedes Blatt eine sorgende Hand, aufgereiht im Sand ihre Geschich-



ten, ihr Land auf Papier. Ihre Füße eingegraben in den sämigen Grund von Sand und Papier stehen sie staunend.

Am Ende bleibt das Papier, bleiben die Worte in einer kleinen, gekrümmten, rätselhaft springenden Schrift. Sofort sehen sie die wichtigsten Wörter: Orte ihres Landes, Namen, Gedichtzeilen, in einem Wort sehen sie ganze Bücher. Jedes Blatt steht für eine Bibliothek, die verloren ist, jede Berührung wiegt so viel wie ein ganzes Leben.

Kostbar auch die unlesbaren Worte und Fotos. Doch zuerst sortieren sie die Blätter. *Die Worte sind wichtiger*, entscheiden sie und schütteln sich still vor Scham, so etwas zu denken, blicken die Augen der Fotografierten sie nicht direkt an? Die Farbe ist verloren, das Papier dünn, abgeschmirgelt. Sie stellen sich vor, dass Fotografien eine Seele besitzen, dass sie noch Geschichten herausfühlen können, die ins Papier belichtet wurden: der Klang der Stimmen derer, die abgelichtet wurden, wie auch die Stimmen derer, die diese Fotos betrachteten.

Vielleicht ist aus den Zeiten etwas in diesen Fotos bewahrt, ein Klang, eine Ahnung der hohen Himmel, der flüsternden Baumkronen hoch über den Menschen oder der trüben Lichtkreise, in denen man beisammen saß in den Zeiten, als es keinen Strom gab und man sich vor dem Feind in tiefe Dunkelheit flüchtete. Oder ist das alles verschwunden in den Fingerspitzen derer, die diese Fotos in den Händen hielten?

Ein Maskenträger reißt sich den Teufel vom Kopf, in seiner Tasche findet er seine Flöte: Er spielt eine Melodie, ratlos folgt man dem ersten Tanzschritt, den er macht, schwankend und unsicher sind seine Bewegungen, aber dann reißen auch andere sich die Masken vom Kopf und folgen den Sprüngen

des Flötenspielers, in denen nichts von Takt oder Komik ist. Sie tanzen auf Scherben, vor den Blättern, vor den Fotografien. Und während der Strom von Papier nicht abreißen will, während die Küsten des Landes mit Worten sich füllen, taumeln Musikanten Arm in Arm in Reihentänzen. Der unbändige Wunsch, dem Tod zu entgehen, mündet in einen wilden Tanz der Farben und Töne, der Worte und der Wirklichkeiten. Am Ende bleiben Wort und Papier.

## EIS

*Ich sah ein, dass dieses ganze Leben geliehen ist, dass es den Körper als Marionette benutzt und die Fäden von etwas Banalem durchrennt werden.*

Im Frühjahr nach dem Tod meiner Eltern begann ich zu sterben: Ich war dreizehn Jahre alt, und es war ein Frühjahr voller Licht und Wärme, das einem kraftlosen Winter folgte. Die Erinnerung an meine Eltern sprang mich mit einem Schmerz im ganzen Körper an, der mich von den Menschen trennte, wenn nicht von der Welt an sich.

Das Sterben begann in einer kleinen Zelle; zunächst war es nur ein matter Punkt auf einem Finger, die Haut erschien so matt, als habe etwas sie verätzt. Dieser matte Punkt breitete sich aus, langsam und vorerst unbeachtet nahm er schließlich das vorderste Glied des linken Ringfingers ein, der bald wie eine künstliche Schöpfung aussah: Blass und wächsern sah das erkrankte Fingerglied aus, die Struktur der Fingerkuppe war ausradiert, der Fingernagel trat weiß und aufgebogen hervor. Eine Hauterkrankung, schloss der Arzt, und da ich keine

Schmerzen empfand und auch in sonst keiner Weise durch dieses Phänomen beeinträchtigt wurde, vergaßen wir diese Erscheinung, die mir allerdings bei den Klassenkameraden eine bescheidene Berühmtheit eintrug:

Ich war das Kind mit dem Phänomen - Faszinosum und Schrecken in einer Person.

Das Phänomen breitete sich aus: In kurzer Zeit schon nahm es zwei weitere Finger derselben Hand ein. Es war, als habe sich etwas Böses und Schonungsloses in mir festgesetzt, das nach und nach nun mein Äußeres einnehmen wollte. Niemand mochte den wächsernen Fingerabschluss sehen, nun trug ich Handschuhe, um den teuflischen Makel zu verbergen. In der Haut steckte die infame Kraft einer Krankheit, die auf meinen Tod abzielte und sich mit einer beinahe lächerlichen Erscheinungsform manifestierte. Je ratloser die Ärzte wurden, denen Itys mich übergab, desto genauer glaubte ich voraussehen zu können, wie Tod und Persönlichkeitsverfall ihren Sieg vorbereiteten. Ich ahnte, dass ich in Wahrheit weder ein Leben besaß noch einen Körper, sondern dass dieses ganze Leben geliehen ist, dass es den Körper als Marionette benutzt und die Fäden von etwas Banalem durchtrennt werden.

Das Leben wollte mich allerdings nicht auf einmal verlassen, sondern in kleinen Schritten, die eine Erkrankung der übrigen Finger voranstellten. Bald folgte auch die andere Hand. Das Tragen der Handschuhe war nun reiner Selbstschutz geworden. Der Anblick meiner Finger, wie er sich etwa ein halbes Jahr nach Ausbruch des Sterbens darstellte, hätte meine Mitmenschen wohl in den Wahnsinn getrieben: Die Haut, die

zunächst wächsern, vollkommen glatt und damit unnatürlich aussah, die jede Farbe verlor und sich zurückzog, sodass die Fingernägel sich unnatürlich herausgehoben sahen, diese Haut begann abzusterben. In einem völlig schmerzlosen Prozess zog sich das Fleisch von den Fingerknochen zurück. Weniger als die Frage nach der Ursache dieser Erkrankung beschäftigte mich das Staunen über das Ausbleiben des Schmerzes. Ich empfand keine Angst. Ich glaubte verstanden zu haben, dass es so sein muss, dass das, was die Ärzte einen Makel in der Erblinie nannten, eine neuartige Erkrankung, eine göttliche Prüfung und was weiß ich nicht noch alles.

Es gab keinen Schmerz, und was in mir vorging, was in mir hätte vorgehen sollen, fand nicht statt: Ich hatte kein Angstgefühl. Mein Schweigen sowie das Ausbleiben von Klagen ließen Itys in einen Zustand der Verstortheit geraten. Das Bild, das sich damals in meinem Kopf festsetzte und mir seither immer wieder mit der größten Deutlichkeit vor Augen steht, ist das Bild eines Menschen, der mir mit verlangsamten, schweren Bewegungen die Hände verband, mir die Türen aufhielt oder mit tonloser Stimme nach meinem Befinden fragte. Alle Abläufe in meinem Elternhaus versanken in ein Zeitlupentempo: Ich sollte auf keinen Fall durch einen lauten Ton, durch eine hastige Bewegung oder durch eine Unachtsamkeit gequält werden.

Der Gedanke, auch mich zu verlieren, war unerträglich für Itys. Wenn er glaubte, ich merke es nicht, sah er mich an, als sei ich bereits tot und erscheine nurmehr als Halluzination

seiner Erinnerung. Meine Hände starben. Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis auch der Rest des Körpers folgte.

Als der Tag gekommen war, da ich ins Sanatorium des „Wunderarztes“ O. Silenen abreisen sollte, sackten mir die Knie weg. *Ich kann nicht dorthin reisen, sagte ich zu Itys, in dieses Haus mit all den Kranken und Sterbenden. Du darfst mich nicht dorthin schicken!*

*Verzeih mir, Evren, bat Itys. Es gibt keine andere Möglichkeit -! Ich könnte hierbleiben. Vielleicht verschwindet das alles von allein. Vielleicht ist das nicht so schlimm.*

*Es ist schlimm, sagte Itys. Vertraue mir. Vertraue Silenen. Nur er kann dich heilen.*

Es hat sich die vage Empfindung von Entfremdung gehalten, die sich an diesem Tag einstellte, ebenso finde ich das Echo des aufrichtigen Wunsches in mir, Itys keine Last zu sein. Hatte meine Erkrankung nicht jeden heiteren Moment zunichte gemacht, war nicht alle Traurigkeit in uns nun allein durch mich verkörpert?

\*



Der ehemalige Kriegsarzt O. Silenen galt als Schutzpatron der Todgeweihten. Ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Mediziner, verfolgte man ihn mit Begriffen wie *Quacksalberei* und *Wundertätigkeit*, sprach ihm die Professionalität ab und kam doch nicht umhin, seine Erfolge zur Kenntnis zu nehmen. Zu Silenen schickte man jene, von denen sich die herkömmliche Medizin mit einem Ausdruck des Bedauerns abwandte: aus-

sichtlose Fälle wie mich. Itys hatte Silenen vor vielen Jahren kennengelernt und nach allen erfolglosen Behandlungsversuchen rasch den Entschluss gefasst, mich zu ihm zu schicken.

Silenen residierte in einem Schloss inmitten der schroffen Gebirgsketten der Tauern: ein Trutzbau aus schwarzem, porösem Stein, der sich hinter dem Morgenrot über einem Felspitz wie auf einer Insel aufbaute. Stiegen aus den schwarzen Nadelwäldern zu Füßen des Schlosses die Nebel herauf, dann befand man sich tatsächlich auf einer Insel und konnte glauben, einsam weit draußen auf einem träg gegen eine unendlich entfernte Küste rollenden Meer zu sein.

Man brachte mich direkt in den Westturm. Ich konnte noch nicht wissen, dass dies der Bereich für die unheilbaren Fälle war. Mit mir im Zimmer war Z., dem nach einer Erkrankung die Augen ausgelaufen waren und der nun von einer außer Kontrolle geratenen Entzündung langsam aufgezehrt wurde. Nicht weniger unerträglich war das Schicksal des kareli-schen Knaben V., dem bei einem Unfall der Schädel gespalten worden war. So ungeschickt hatte der Provinzchirurg, dem man das zerrissene Kind gebracht hatte, diesen Kopf wieder zusammengesetzt, dass man, blickte man V. an, glauben musste, es mit einem jener antiken Monster zu tun zu haben, wie sie die Menschen des Mittelalters von Einblatt-drucken herab erschreckten: Augen von fühlendem Blau, fast in die Mitte des vernarbten Stirnfleisches gesetzt, unter dem Auge der Stumpf einer Nase und das dem Blasloch eines Wals gleichende Mundrelikt.



V., so erinnere ich mich, verbarg sein Gesicht hinter Büchern mit Reiseberichten. Keine Reiseberichte allerdings, wie man sie in den Regalen für den achtlosen Leser findet. Es waren die Reisen des Alexander H., der den südlichen Globus erforscht hatte, es waren Berichte über die Meeresfahrten des Magellan und über die Raubzüge des Atländers C. Kopreear, der, soklärte V. mit seidiger Stimme mich auf, *Kasutada*, der Drache, genannt wurde. Wann immer V. von C. Kopreear sprach, sagte er *Kasutada* und gab dem Namen harte Kanten und mystischen Glanz. Ihm, der nur noch ohne Farben sehen und nichts mehr riechen konnte, war die Stimme geblieben und die Fähigkeit, mit einem versehrt aussehenden Mund kristallklar und mit angenehmer Stimme zu sprechen. Am liebsten sprach V. über das Meer: über die salzige Gischt, über das Geräusch eines auf hoher See schwimmenden Schiffes, über Männer wie *Kasutada*, die sich vor nichts ängstigten.

V. sprach nachts zu uns. Wenn wir die Augen in die vier Meter über uns sich erhebende Zimmerdecke bohrten, bildeten sich im undurchdringlichen Nachtschwarz aus V.s Worten die fantastischsten Gebilde. Lebhaft sahen wir vor uns den *vielleicht elegantesten und edelsten Freibeuter, den es jemals gab*, wie V. den *Kasutada* beschrieb. Weiter erklärte V., wie dieser atländische Drachenmensch die Ivrancier ausraubte. Seine Königin ließ ihn gewähren, waren ihr die Ivrancier doch seit Langem schon ein Dorn im Auge.

*Die Ivrancier breiteten sich damals im ganzen bekannten Weltreich aus, sagte V., und mit einer für die atländische Königin unerträglichen und beleidigenden Selbstverständlichkeit errichteten sie Kolonien, betrieben schwunghaften Sklavenhandel und demonstrierten*

## BUCH EINS

Funken	13
Flammen	37
Federn	47
Von Ferne anschlagende Klänge	70
Aufbruch	74
Eis	90
Lux Aurumque	126

## BUCH ZWEI

Der Himmel war groß und leer	144
Tausend traurige Berührungen	166
Vor dem Sand	173

## BUCH DREI

Blendung	186
Ferne Feuer	203
Spuren	225
Nerito	233
Cantus Firmus	247
Chimäre	254